

dtv

Ein kleines Café mitten im Nirgendwo wird zum Wendepunkt im Leben von John, einem Werbemanager, der stets in Eile ist. Eigentlich will er nur kurz Rast machen, doch dann entdeckt er auf der Speisekarte neben dem Menü des Tages drei Fragen: »Warum bist du hier? Hast du Angst vor dem Tod? Führst du ein erfülltes Leben?« Wie seltsam – doch einmal neugierig geworden, will John dieses Geheimnis ergründen.

Dieses lebendig geschriebene, humorvolle und anrührende Buch ist ein internationaler Bestseller und wurde bereits in mehr als 30 Sprachen übersetzt.

John Strelecky lebt in Orlando, Florida. Er war 20 Jahre in der Wirtschaft tätig und begab sich dann zusammen mit seiner Frau Xin auf Weltreise. Ihr längster Trip führte sie in neun Monaten über eine Entfernung von 112 000 km, wobei sie u. a. mit Pferden, Elefanten, Schiffen und dem Fahrrad unterwegs waren. Die Erfahrungen aus dieser Zeit ließ John Strelecky in sein Buch einfließen. Er gründete das »The Why Café Institute«, wo er Seminare und Workshops veranstaltet, er hält Vorträge und berät führende Unternehmen.

JOHN STRELECKY
*Das Café am Rande
der Welt*

Eine Erzählung über den
Sinn des Lebens

Mit Illustrationen von
Root Leeb

Aus dem Englischen von
Bettina Lemke

The logo for the publisher dtv, consisting of the lowercase letters 'dtv' in a serif font, with a horizontal line underneath the letters, all contained within a solid black square.

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von John Strelecky sind außerdem bei dtv erschienen:
The Big Five for Life. Was wirklich zählt im Leben
Das Leben gestalten mit den Big Five for Life – Das
Abenteuer geht weiter
Safari des Lebens
Reich und Glücklich! Wie Sie alles bekommen, was Sie sich
wünschen
Wiedersehen im Café am Rande der Welt
Wenn du Orangen willst, such nicht im Blaubeerfeld
Was nützt der schönste Ausblick, wenn du nicht aus dem Fenster
schaust



Deutsche Erstausgabe 2007
41. Auflage 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2003 John Strelecky
Published by arrangement with John Strelecky
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
The Why Are You Here Café
Deutschsprachige Ausgabe:
© 2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche,
auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Root Leeb
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Fairfield Light 10,25/13,75'
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20969-4

Danksagung

Für Casey, Mike und Anne

Um ganz wir selbst zu sein, müssen wir unser wahres Selbst zulassen. So einfach ist das. Es liegt nur an uns, wenn es schwer erscheint.

John Strelecky



Vorwort Manchmal, wenn man es am wenigsten erwartet, aber vielleicht am meisten braucht, findet man sich an einem unbekanntem Ort wieder, mit Menschen, die man

gleichfalls nicht kennt, und erfährt neue Dinge. Ich erlebte so etwas eines Nachts auf einer dunklen, einsamen Straße. Rückblickend würde ich sagen, dass die Situation in jenem Moment ein Symbol für mein damaliges Leben war. So orientierungslos ich auf der Straße war, so sehr hatte ich die Orientierung auch in meinem Leben verloren. Ich wusste nicht genau, wohin ich unterwegs war oder warum ich mich in eine bestimmte Richtung bewegte.

Ich hatte mir eine Woche Urlaub genommen, um Abstand von meiner Arbeit und allem Drumherum zu bekommen. Nicht dass mein Job schrecklich gewesen wäre, wengleich mich manches natürlich frustrierte. Am schlimmsten aber war, dass ich mich an den meisten Tagen fragte, ob es nicht mehr im Leben geben sollte, als zehn bis zwölf Stunden täglich im Büro zu verbringen und auf eine Beförderung hinzu-

arbeiten, die dann wahrscheinlich Zwölf- bis Vierzehn-Stunden-Tage nach sich ziehen würde.

Auf dem Gymnasium hatte ich mich auf die Universität vorbereitet. An der Universität bereitete ich mich auf die Arbeitswelt vor. Und seitdem verbrachte ich meine Zeit damit, mich in meiner Firma hochzuarbeiten. Wiederholten all die Menschen, die mich auf diesem Weg geleitet hatten, lediglich das, was einst andere ihnen vorgelebt hatten?

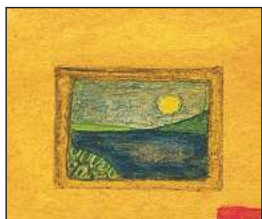
Es waren eigentlich keine schlechten Ratschläge, aber sie waren auch nicht besonders erfüllend. Ich hatte das Gefühl, mein Leben mehr und mehr gegen Geld einzutauschen, wobei mir das kein besonders guter Handel zu sein schien. Kurz, es war ein recht verwirrter Zustand, in dem ich mich befand, als ich auf das »Café der Fragen« stieß.

Wenn ich anderen diese Geschichte erzähle, fallen sofort Begriffe wie »mystisch« und »fantastisch« oder die Leute denken an die Fernsehserie »Twilight Zone«. In dieser Serie kamen Menschen an scheinbar ganz normale Orte, die sich im weiteren Verlauf häufig ganz anders entpuppten. Manchmal ertappe ich mich dabei, dass ich mich einen Augenblick lang frage, ob mein Erlebnis überhaupt real war. In solchen Momenten gehe ich zu Hause an meine Schreibtischschublade und lese, was auf der Speisekarte steht, die Casey mir gegeben hat. Sie zeigt mir, dass alles wirklich passiert ist.

Ich habe nie versucht, denselben Weg zu nehmen und das Café wiederzufinden. Ganz abgesehen davon, wie real der Abend nun war: Etwas in mir möchte gerne glauben, dass das Café gar nicht mehr da wäre. Dass ich es in diesem Moment, in dieser Nacht nur deshalb gefunden habe, weil das so sein musste und es einzig und allein aus diesem Grund existierte.

Vielleicht werde ich eines Tages versuchen zurückzugehen. Oder ich stehe eines Nachts unversehens wieder davor. Dann kann ich hineingehen und Casey, Mike und Anne – sollte sie auch da sein – erzählen, wie diese Nacht im Café mein Leben verändert hat. Dass die Fragen, mit denen sie mich konfrontierten, zu Gedanken und Erkenntnissen führten, die weit über das hinausgingen, was ich bis dahin überlegt hatte.

Wer weiß, vielleicht verbringe ich dann den ganzen Abend damit, mich mit jemandem zu unterhalten, der ebenfalls die Orientierung verloren hat und sich im »Café der Fragen« wiederfindet. Vielleicht schreibe ich aber auch ein Buch über mein Erlebnis, erzähle, worum es bei diesem Café am Rande der Welt eigentlich geht, und leiste auf diese Weise meinen Beitrag.



1 Ich kroch mit einem Tempo auf dem Highway entlang, das Schrittgeschwindigkeit vergleichsweise Formel-1-verdächtig wirken ließ. Nachdem ich mich eine Stunde lang zentimeterweise vorwärts bewegt hatte, kam der Verkehr vollständig zum Erliegen. Ich drückte den Suchknopf am Radio, um auf irgendein Zeichen intelligenten Lebens zu stoßen. Doch da war nichts.

Nach 20 Minuten Stillstand begannen die Menschen aus ihren Autos auszusteigen. Das brachte zwar nicht wirklich etwas, aber nun konnten sich alle bei jemandem außerhalb ihres eigenen Autos beklagen, was zumindest eine nette Abwechslung war.

Der Besitzer eines Minibusses vor mir wiederholte ständig, dass seine Reservierung hinfällig würde, sollte er nicht bis sechs Uhr in seinem Hotel einchecken. Die Frau im Cabrio neben mir beklagte sich am Handy über die Ineffizienz des gesamten Straßensystems. Hinter mir trieb eine Wagenladung jugendlicher Baseball-Spieler ihre Betreuerin an die Grenzen des Wahnsinns. Ich konnte diese Frau beinahe den-

ken hören, dass sie sich zum letzten Mal freiwillig zu irgendetwas bereit erklärt hatte. Ich selbst war also nur ein kleines Glied in einer langen Kette der Unzufriedenheit.

Nach weiteren 25 Minuten, in denen nichts vorwärts gegangen war, kam schließlich ein Polizeiauto auf dem grasbewachsenen Mittelstreifen entlanggefahren. Alle paar Hundert Meter blieb das Auto stehen, vermutlich, um den Menschen mitzuteilen, was los war.

»Ich hoffe für den Fahrer«, dachte ich bei mir, »dass er für einen Aufstand gerüstet ist.«

Äußerst gespannt warteten wir alle darauf, an die Reihe zu kommen. Als das Auto schließlich bei uns anlangte, erzählte uns eine Polizistin, dass ein Tanklastwagen mit potenziell toxischer Ladung ein paar Meilen vor uns umgekippt und die Straße komplett gesperrt war. So hätten wir nun die Möglichkeit, umzudrehen und eine andere Strecke zu nehmen – obwohl es eigentlich keine echte Alternative gab – oder aber zu warten, bis die Aufräumarbeiten beendet wären. Das würde wahrscheinlich eine weitere Stunde dauern.

Ich beobachtete, wie die Polizistin zur nächsten Gruppe untröstlicher Fahrer ging. Als der Mann aus dem Minibus erneut damit anfang, dass er sich Sorgen um seine Sechs-Uhr-Reservierung mache, war ich mit meiner Geduld am Ende.

»So was passiert immer dann, wenn ich versuche, eine Weile von allem wegzukommen«, murmelte ich vor mich hin.

Ich erklärte meinen neuen Freunden – die im Kindersinne Freunde waren, weil sie sich zufällig in meiner Nähe befanden –, dass meine Frustrationsgrenze erreicht war und ich nun einen anderen Weg suchen würde. Nach einer letzten Bemerkung über seine Sechs-Uhr-Reservierung machte der Minibusbesitzer den Weg für mich frei, ich fuhr über den Mittelstreifen und schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Vor meiner Abreise hatte ich mir aus dem Internet die Wegbeschreibung ausgedruckt. Dabei war ich mir besonders schlau vorgekommen. »Ich brauche keine Karte«, dachte ich. »Ich muss lediglich diesen einfachen, verständlichen Angaben folgen.« Nun sehnte ich mich nach dem Straßenatlas, der mich früher bei all meinen Fahrten begleitet hatte.

Ich fuhr also in Richtung Süden los, wobei ich eigentlich nach Norden musste, und meine Frustration wuchs. Aus fünf Meilen ohne Ausfahrt wurden erst 10, dann 20, dann 25 Meilen.

»Bis ich zu einer Ausfahrt komme, werde ich endgültig keine Ahnung mehr haben, wie ich an mein Ziel kommen soll«, sagte ich laut zu mir selbst – ein Zeichen für meine zunehmend desolante Stimmung.

Nach 28 Meilen tauchte schließlich eine Ausfahrt auf.

»Das darf nicht wahr sein«, dachte ich, als ich abbog. »Dies ist wahrscheinlich die einzige Highwayausfahrt auf der ganzen Welt, an der es keine Tankstelle, kein Fast-Food-Restaurant oder irgendetwas anderes gibt.« Ich sah nach links. Da war nichts. Der Blick nach rechts bot die gleiche Leere.

»O.k.«, sagte ich, »es sieht so aus, als sei es egal, in welche Richtung ich fahre.«

Ich bog rechts ab und machte mir einen geistigen Vermerk, dass ich nun nach Westen fuhr und bei der nächsten größeren Kreuzung wieder rechts abbiegen musste. Auf diese Weise würde ich zumindest wieder in Richtung Norden fahren. Die Straße hatte zwei Spuren. Die eine brachte mich weiter von dort weg, woher ich gekommen war, die andere brachte mich zurück. Ich war mir wirklich nicht sicher, auf welcher Spur ich sein sollte. Es gab nur sehr wenig Verkehr. Andere Zeichen der Zivilisation waren noch spärlicher gesät. Gelegentlich sah ich ein Haus, ein paar Farmen und sonst nichts als Wälder und Grasflächen.

Eine Stunde später hatte ich mich heillos verfahren. Die einzigen Kreuzungen, die ich überquert hatte, waren klein und mit der Sorte Straßenschilder markiert, die einem sofort klarmachen, dass man ein Problem hat. Wenn man 40 Meilen lang keinen anderen Menschen gesehen hat und die Straße, auf der man sich befindet, mit dem Wort »Alte« beginnt, wie

bei »Alte Landstraße«, dann sieht es gar nicht gut aus.

Bei der nächsten Kreuzung, die keinesfalls größer war als alle anderen, die ich überquert hatte, bog ich rechts ab. Es war ein Akt der Verzweiflung. Zumindest würde ich in die richtige Himmelsrichtung fahren, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wo ich mich befand. Zu meiner Bestürzung begann der Name dieser Straße ebenfalls mit »Alte«.

Es ging auf acht Uhr zu, und die Sonne senkte sich tiefer über dem Horizont. Während der Tag zur Neige ging, wurde ich immer frustrierter.

»Ich hätte einfach auf dem Highway bleiben sollen«, dachte ich verärgert. »Ich habe mich darüber aufgeregt, eine Stunde zu verlieren, aber nun habe ich zwei vergeudet und weiß immer noch nicht, wo zum Teufel ich bin.«

Ich schlug mit der Faust gegen das Autodach, als ob das Auto etwas dafür könnte oder als würde das irgendetwas bringen.

10, 15, 20 weitere Meilen – immer noch nichts. Mittlerweile war der Tank weniger als halb voll. Soweit ich es beurteilen konnte, war es keine Option mehr zurückzufahren. Mit dem restlichen Benzin konnte ich nicht mehr zu meinem Ausgangspunkt zurückkehren – gesetzt, ich würde diesen Ort überhaupt finden. Und selbst wenn es mir gelänge: Auf der gesamten Strecke gab es keine Tankstelle.



Also blieb mir nur, mich weiterhin durchzukämpfen und darauf zu hoffen, schließlich an einen Ort zu kommen, wo ich tanken und etwas essen konnte. Mein Frustrationsniveau bewegte sich weiterhin in die entgegengesetzte Richtung der Tankanzeige.

Ich hatte diese Reise unternommen, um Frustrationen zu vermeiden. Davon gab's zu Hause reichlich, im Job, mit Rechnungen und in gewissem Maße mit dem Leben im Allgemeinen. Hier brauchte ich das nicht auch noch. Eigentlich sollte dies eine Gelegenheit sein, mich zu entspannen und »meine Batterien wieder aufzuladen«.

»Was für eine eigenartige Redewendung«, dachte ich. »Die Batterien wieder aufladen«. Auspowern, wieder aufladen, auspowern, wieder aufladen ... wie soll das je in eine positive Richtung führen?«

Die Sonne war nun vollkommen hinter den Bäumen verschwunden, und die Dämmerung hüllte die Landschaft immer mehr ein. Rosa und orange gefärbte Wolken reflektierten das letzte Tageslicht, wengleich ich den Himmel kaum wahrnahm, da ich mich zum einen auf die Straße, zum anderen auf meine sich verschlechternde Situation konzentrierte. Es gab immer noch keine Spur von irgendwelchen Menschen.

Ich blickte wieder zur Tankanzeige. »Weniger als ein Viertel voll, und der Pegel sinkt weiter«, murmelte ich laut vor mich hin.

Das letzte Mal hatte ich auf der Fahrt von der Universität nach Hause in meinem Auto geschlafen. Das war Jahre her, und ich hatte eigentlich nicht vor, es zu wiederholen. Unglücklicherweise sah es so aus, als würde dies immer wahrscheinlicher.

»Ich werde meinen Schlaf brauchen«, dachte ich, »damit ich genug Kraft habe, um Hilfe zu holen, wenn das Benzin ausgeht.«



2 Gerade als die Tankanzeige unter die rote Linie mit dem R rutschte, sah ich das Licht. Von meiner dummen Lage genervt, war ich vor ein paar Meilen an einer Kreuzung

links abgebogen. Es gab zwar kein Anzeichen dafür, dass sich die Chancen, jemanden zu finden, dadurch verbesserten, aber ich tat es trotzdem. In dem Moment rechtfertigte ich es damit, dass es zumindest keine Straße war, die mit dem Wort »Alte« anfing.

»Ein Akt der Verzweiflung, der sich offensichtlich bezahlt machen könnte«, sagte ich laut.

Als ich mich dem Licht näherte, erkannte ich, dass es eine Straßenlampe war. Eine einzelne weiße Straßenlampe, die hell an einem Ort leuchtete, der sich absolut am Ende der Welt befand.

»Bitte, lass dort etwas sein«, murmelte ich auf eine mantraähnliche Weise vor mich hin, als ich die letzte Viertelmeile darauf zufuhr. Und tatsächlich, da war etwas.

Bei der Straßenlampe bog ich auf einen Kiesparkplatz ab. Zu meiner Verwunderung lag vor mir ein klei-